

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Münchgesang, Robert: Kein Hausschlüssel

urn:nbn:de:bsz:31-62042

konnte sich die Bev rein nicht anders helfen: sie verzichtete auf Rotgroschen, Messen und allen Stiftungshochmut und half dem Köhlerlertoni zu einem Stübchen, zu wenig Nahrung und nicht allzu knapp Wacholder- und Kirschegeist, — wobei er dann an der Feierung wieder sparte, — „denn, gnädig' Fräulein,“ sagte sie zu mir, „es isch ja wahr! i hab' sellmal g'lacht! un sell mag ja frili e Sünd gsi si!“

Ihr Grab ist verfallen. Wild und bunt und schön liegt es in der Sommerjonne. Im Rosenbusch schmettert im Frühling der Fink. Und im Winter huscht das Rotkehlchen durch die Dornzweige.

Kein Hausschlüssel.

Von Robert Münchgejang.

Die Glocke der Vorplattür ertönt, einmal und etwas zaghaft. Die junge hübsche Frau, die allein in der Wohnung ist, weiß sofort, daß es nicht der Gatte ist, den sie erwartet, sondern etwas anderes, ein später Besucher, ein Bettler oder Händler, oder eine Nachbarin, die irgend etwas auf dem Herzen hat, das sie los sein will. Vorsicht ist geboten. Man ist in der Großstadt, in der sich viel gottloses Volk umhertreibt. Wäre es Albert, so hätte er zweimal geläutet oder selbst geöffnet, denn er hatte den Drücker zur Korridor-türe in der Regel bei sich. Merkte sie seinen Eintritt, dann versteckte sie sich irgendwohin, und es gab dann ein lustiges Suchen und Finden, wie das bei solch verliebtem, jungverheiratetem Volke üblich ist.

Also jetzt war jemand anders da. Sie hängte erst die Sicherheitskette an die Tür, öffnete den Spalt, den diese zuläßt und lauschte mit klopfendem Herzen, denn es schwante ihr, daß sich etwas Unerwartetes, Großes begeben müsse. Im Halbdunkel stand ein großer Mann.

„Wer ist da?“ fragte sie, wobei sie allen Mut sammelte.

„Bist du allein, Luise?“ fragte der Mann, nicht überlaut.

„Herr des Himmels, du, Vater?“ rief sie jauchzend, sperrte rasch die Tür auf und war im Begriff, dem Vater an den Hals zu fliegen.

Aber der Fabrikant Meerholz drehte sich um und sagte zu einem der hinter ihm kam: „Stellen Sie den Packen hier herein! Und hier haben Sie etwas für Ihre Mühe.“

Der Gepäckträger tat wie geheißen, warf das schwere Paket ab, das er auf der Schulter geschleppt hatte, schob es an die innere Wand, nahm dankend seinen Lohn, wünschte einen guten Abend und ging mit schweren Schritten die Treppe hinunter.

Vater und Tochter standen sich gegenüber; er hatte aber noch keine Lust, einzutreten.

„Bist du wirklich allein, Luise?“ sagte er, indem er spähend in den dunkeln Korridor blickte. „Ich will dem Menschen auf keinen Fall begegnen.“

„Ach, Vater! Er ist nicht da, er kommt immer so spät aus dem Geschäft, wo er Ueberstunden machen muß. Herr Böser halft ihm alle möglichen Arbeiten auf, hält ihn über die gebührende Zeit zurück und droht ihm trotzdem täglich mit dem Abbau. „Aber willst du nicht näher treten und ablegen, Papa?“

Er hängte nur seinen Hut an einen Haken, weigerte sich aber, den Pelzmantel auszuziehen.

„Eigentlich bin ich nur ein Bote, Luise, Bote deiner Mutter, die sich nach dir sehnt. Sie hat dir Kleider, Wäsche und allerhand Krimskrans eingepackt. Was weiß ich? Du wirst ja sehen. Sie wäre wohl selbst gern gekommen, aber bei ihrem asthmatischen Leiden darf sie sich in die Winterkälte nicht hinauswagen. Ich hatte ohnehin hier zu tun, und so bin ich nun da.“

„Dank dir, lieber Vater. Es ist das Erste, was ich von dir bekomme seit unserer Verheiratung.“

„Deine Schuld, Luise. Nach dem deutschen Rechte bin ich nicht verpflichtet, dir auch nur eine Stecknadel zu geben. Lies dir den Paragraphen 1621 im Bürgerlichen Gesetzbuch nach! Nicht eine Stecknadel!“

Er ging aber doch in die Wohnräume. Prüfend sah er sich nach allen Seiten um. „Es riecht hier nach armen Leuten, ganz wie ich es mir dachte. Und was ist das?“ Er griff nach Papieren, die auf einem Tischchen lagen. „Aha, die Gasrechnung noch nicht bezahlt. Achtzehn Mark dreißig Pfennige. Und hier — eine Zahlungsaufforderung vom Möbelhändler. Auch nicht übel. Der Kerl wird grob. Kann's ihm nicht verdenken. Eine traurige Bescherung! Schulden über Schulden, keine Kasse und Abbau in Sicht!“

Sie machte sich mit dem Paket zu schaffen, um ihre Tränen zu verbergen, und schließlich half er ihr dabei. Jetzt kamen die schönen Dinge zum Vorschein, und der Reichtum des Fabrikantenhauses bildete zu der Armseligkeit der Einrichtung einen scharfen Gegensatz.

„Du hast es nicht anders haben wollen, Luise,“ grollte er weiter. „Jeder ist eben seines Glückes Schmied. Meine einzige Tochter hätte eine ganz andere Partie machen können, aber heutzutage ist ja das Ei klüger als die Henne. Auch eine Folge des elenden Krieges.“

„Albert ist der beste Mensch, den ich kenne,“ antwortete sie schüchtern, „und ich bin glücklich mit ihm.“

„Er ist ein meheliges Kind, Luise.“

„Nicht seine Schuld, Vater.“

„Gewiß nicht, Kind, aber man spricht heute von einer guten Kinderstube, und die ist in der

Dachkammer einer armen Näherin nicht zu suchen.“

„Du kannst ihm nichts Unehrenhaftes vorwerfen, Vater.“

„Ich kenne ihn nicht genauer, werde mir auch beileibe nicht die Mühe geben, ihn kennen zu lernen. Aber er ist ein Habenicht, nichts, rein nichts, hat er, weder Ererbtes noch Erworbenes, und so einer paßt nicht in unsere geachtete Familie. Ich bin nicht reich, behüte, aber über einen gewissen Wohlstand verfüge ich, der sich bei vernünftiger Wirtschaft erhalten kann. Nun kommt so einer, so ein Duzendmensch, und schnappt mir meine Tochter weg. Nicht einmal gerade Knochen hat er, hinken tut er . . .“

„Auch das ist nicht seine Schuld, Vater.“

„Nein, das sage ich auch nicht. Aber es ist doch richtig, und war zu allen Zeiten richtig, daß sich gleich und gleich zusammenhält.“

„Weshalb hast du nur einen solchen Aerger auf ihn, Vater?“

„Aerger auf ihn?“ brauste er auf. „Weil er mich betrogen hat, der Nichtsnutz. Soll ich dir ins Gedächtnis zurückerufen, wie er mir mitgespielt hat? Ich bin mit der Mutter arglos in die Kirche gegangen, da hält schon sein Wagen vor meiner Tür. Er packt meine Tochter hinein, der Frechdachs, und entführt sie Gott weiß wohin. Und das soll ich vergessen? Das ist ja eine Praxi, wie sie in alten Heidenzeiten geübt wurde, und wie sie bei den Kosaken noch im Schwange sein soll. Da reitet so ein Zwan Wassilowitsch in einen Aul, oder wie sie ein solches Nest nennen, holt sich seine Marianka oder Matuschka bei Nacht und Nebel heraus, setzt sie auf seinen Gaul und prescht mit ihr davon. Zu seiner Hütte hängt er ihr dann eine gestohlene Korallenkette um, zeigt ihr vorsichtshalber seinen Kantschu, und dann, frisch, fromm, fröhlich, frei geht's zum Popen. Genau so hat er es gemacht, der Glende, und ich habe mich bald tot geschämt. Ein paar Tage darauf hat so ein Lausbub in unserer Lokalzeitung eine Annonce losgelassen. Es hieß da:

Großes Theater in Gernhausen.

Die Entführung aus dem Serail und
Die Laune des Verliebten.

Große Opern mit neuemstudierten Rollen.

Ich sage dir, tagelang traute ich mich nicht unter Menschen. Ueberall höhrende Fragen. Verständige Leute drückten mir ihr Beileid aus, wie bei einem Todesfall in der Familie. Genau so.“

Luiße kannte den Vater wohl und wußte, daß es nicht geraten war, dem sonst gütigen und menschlich fühlenden Manne zu antworten, wenn er in höchster Erregung war. Sie brachte das Gespräch also vorläufig auf andere Dinge. Sie breitete die Schätze der mütterlichen Sendung

aus, fand noch dies und jenes, und rief einmal über das andere: „Die gute Mutter! Auch daran hat sie gedacht.“ Als sich die Erregung des alten Herrn etwas gelegt hatte, zeigte sie, daß sie seine richtige Tochter war und auch ihr Köpfchen für sich hatte. Sie brachte das Gespräch nochmals auf Albert und knüpfte den abgerissenen Faden geschickt wieder an.

„Lieber Vater! Du nennst es eine Entführung und ein Kosakenstücklein, aber die Sache war in Wirklichkeit etwas anders. Wir beide, Albert und ich, waren vier Jahre heimlich verlobt, dreimal hat Albert bei dir um mich angehalten und ist stets schroff abgewiesen worden. Die Entführung geschah schließlich mit meinem Einverständnis, ich war doch mündig, und Albert schleppte mich auch nicht in seinen Aul oder Wigwan, sondern brachte mich in die Familie des ihm befreundeten Postsekretärs Wagner. Von da aus haben wir mehrere Briefe an dich gerichtet und keiner“ — sie weinte wieder — „wurde beantwortet.“

„Auch dies stimmt nicht ganz, Luiße. Ich habe dir geschrieben.“

„Ja, Vater, du hast geschrieben, daß ich wieder zu dir zurückkehren könnte, wenn ich mich verpflichtete, Fred Böser zu ehelichen.“

„Nun, und wäre das nicht das allein Richtige gewesen, Luiße? Du hättest einen feinen Mann bekommen, der eine gute Kinderstube hinter sich hat.“

„Der ein feiner Mann? Der? Der Lebemann, den sie mit Recht einen Schürzenjäger nennen, von dem bekannt ist, daß er insgeheim drei Familien hat!“

„Es ist nicht möglich, Luiße.“

„Der freche Mensch, der mir, der verheirateten Frau, auf Schritt und Tritt nachstellt! Wenn er wußte, daß Albert nicht zu Hause war, hat er mir zierliche Briefchen gesandt, die ich ungelesen ins Feuer warf, hat mir Blumensträuße und Blumenkörbe geschickt, die ich zurückwies, hat ein paarmal versucht, hier einzudringen. Neulich faßte er mich auf der Straße an, um mich in eine Konditorei oder sonstwohin zu schleppen. Ich fand zum Glück eine ältere Dame meiner Bekanntschaft, die mich vor dem Greisgeier schützte.“

„Unerhört, Luiße. Das hätte ich ihm nicht zugetraut.“

Sie fuhr fort: „Und wie drangsalirt er Albert! Er ist ja nicht der Prinzipal, das ist sein Vater; aber er hat doch Mittel genug, Albert das Leben sauer zu machen. Kennt er ihn doch fast nur Hinkelmeyer, um seinen Weinschaden lächerlich zu machen. »Herr Hinkelmeyer,« geht es den ganzen Tag, »ach, Verzeihung, Herr Kleemann, ich verwechselte Sie immer mit dem Herrn Hinkelmeyer, dem Sie so täuschend ähnlich sehen, also, Herr Hinkelmeyer, wollt' sagen

Herr Kleemann, wie war es mit dem Briefe aus Hamburg?" Und wenn die frechen Lehrbuben und der Lausbub, der Listjunge, meinem Albert nur Herr Hinkelmeyer rufen, so werden sie von dem Schuft durch ein gnädiges Lächeln belohnt."

Beide schwiegen jetzt und kramten in den Geschenken; jedes hatte wohl seine eigenen Gedanken. Eudlich erhob er sich und sah nach der Uhr.

"Nun ja," jagte er, diesmal recht ruhig, "du hast deine Gründe und ich die meinigen. Fred Böser mag erst auf die schiefse Bahn gekommen sein, nachdem du ihn ablaufen ließeßt. Er werden in dem Punkte niemals einig, und es hat nicht viel Wert, daß wir uns deswegen die Köpfe heiß reden. Ich habe keine Zeit mehr. Meinen Schnellzug habe ich schon verpaßt und muß nun den Personenzug nehmen. Lebe wohl, Luise. Vielleicht kommt die Mutter einmal, wenn es die Bitterung erlaubt und ihre Gesundheit es gestattet."

"Bleibe doch, lieber Vater! Ich bitte dich, bleibe! Die Mutter wird sich freuen, wenn du ausbleibst, sie nimmt das für ein gutes Zeichen. Albert muß gleich kommen."

"Eben darum gehe ich," sagte er rauh. "In zehn Jahren vielleicht, wenn wir dann alle noch leben und Gras darüber gewachsen ist, dann läßt sich weiter davon reden. Es würgt mich im Halse. Lebwohl!"

Er ging aus dem Raume und tastete sich durch den jetzt völlig dunkeln Korridor. "Lumpenwirtschaft!" murmelte er, "nicht einmal Elekrisches haben sie hier."

"Bekomme ich keinen Kuß von dir zum Abschied?" fragte sie zaghaft.

"Wir haben uns noch nicht veröhnt," erwiderte er rauh. "Ich komme bloß als Bote, und einen Boten knutscht man nicht ab."

Sie hatte flink ein Lichtstümpchen entzündet, öffnete die Korridortüre und leuchtete ihm schweigend die Treppe hinunter. Er war zuerst an der Haustür. Sie war verschlossen.

"Hole den Schlüssel!" befahl er.

"Ich habe keinen, Vater. Albert trägt ihn stets in der Tasche. Jede Haushaltung hat hier nur einen Schlüssel."

"Nette Zustände, Mädchen! Dann borge dir einen! Es wohnen doch noch mehr Leute im Hause."

"Ich wüßte nicht wo, Vater. Der Hausverwalter ist um diese Zeit im Theater oder Kino, und heute hat er früher zugeschlossen als gewöhnlich."

"Unter euch wohnt doch sicher jemand?"

"Ja, ein schwerkranker Mann mit seiner hochgradig nervösen Frau, die allemal einen Todeschrecken bekommt, wenn an ihrer Tür die Klingel ertönt. Ich darf da um diese Zeit nicht stören."

"Und über euch?"

"Da ist eine fleißige Buchhalterin, die abends in das Stadttheater geht und den Besuchern in der Garderobe die Kleider und Pelze hütet. Die kehrt vor halb zwölf Uhr nicht heim. Du mußt warten, lieber Papa, bis einer kommt und aufschließt."

"Es ist niederträchtig," polterte er heraus. "So bin ich nun eines elenden Hauschlüssels wegen hier ein Gefangener. In jungen Jahren hatte ich wohl manchmal meine liebe Not, ins Haus zu kommen, wenn ich mich in froher Gesellschaft verspätet hatte und den elenden Hausknochen nicht bei mir führte. Jetzt geht die Sache umgekehrt."

Er stieg wieder die Treppe hinauf, weil es im Flur zu kalt war und weil ihm schließlich nichts anders übrig blieb. Oben setzte er sich wieder verstockt hin, und beide sprachen eine Zeitlang gar nichts; dann unterhielten sie sich über die Krankheit der Mutter und über das Befinden von Verwandten und Bekannten. Er saß wie auf Kohlen.

Allmählich wurde aber doch die Unterhaltung lebhafter, und beide merkten nicht, daß die Vorplattür leise geöffnet wurde und ein junger, blühender Mann eintrat, der das linke Bein etwas schwerfällig nachzog, doch störte das den Gesamteindruck wenig. Albert war immer noch ein stattlicher Mann, mit Gesichtszügen, in denen Mut und Herzengüte gepaart schienen. Leise stellte er den starken Gehstock in den Behälter, nahm seine Taschenlampe heraus, legte sie entzündet auf ein Gestirn und begann den Ueberrock abzulegen. Da starnte er plötzlich auf einen Gegenstand: am Haken hing ein fremder, eleganter Hut. Und im Zimmer wurde gesprochen. Es schwindelte ihm.

"Das ist er, der Fred Böser," schrie es in ihm auf. Sein Vater hatte ihm vor einer Stunde gekündigt, zu seinem, Herrn Böfers Bedauern, wie er sagte, aber in der Absicht, dem unglücklichen Verhältnis des Herrn Kleemann mit seinem Sohne, das früher oder später zu Geschäftsstörungen führen müsse, auf diesem einzig möglichen Wege ein Ende zu machen. Natürlich steckte der Fred dahinter, und nun? Nun hatte er sich doch in seiner Abwesenheit in das Haus eingeschlichen, und nachdem er ihn um Amt und Brot gebracht hatte, raubte er ihm noch sein eheliches Glück.

Er ergriff wieder seinen Stock.

"Gott sei mir gnädig! Jetzt gibt's ein Unglück. Er kommt nicht lebendig wieder aus dem Hause!"

Zornbebend öffnete er die Tür des Wohnzimmers. Der Besucher saß mit dem Rücken gegen die Tür, und Luise beugte sich gerade zärtlich gegen ihn.

"Elender Schurke!" schrie Albert, "jetzt halten wir Abrechnung. Einer von uns beiden!"

Mit lautem Aufschrei sprang ihm Luise entgegen und fiel ihm in den erhobenen Arm. Der Fabrikant drehte sich erschrocken herum und sprang auf. Jetzt überfah Albert die Lage. Schreck und Beschämung malten sich in seinen Zügen.

„Der Vater! — Herr Meerholz!“ stammelte er, „ich bitte um Vergebung. Ich dachte . . .“



Mit lautem Aufschrei sprang ihm Luise entgegen und fiel ihm in den erhobenen Arm.

„Was dachten Sie?“ fragte der Alte eifrig.

„Ich dachte, den größten Schuft in der ganzen Stadt, den Fred Böser, zu finden, der hierhergekommen wäre, um mein Geglück zu ruinieren. Ich bin unvorsichtig gewesen, und gottlob hatte ich keine Ursache, mich zu erregen. Wollen Sie mir nicht verzeihen?“

Der Alte antwortete nicht, sekte sich aber wieder und sagte, diesmal freundlicher: „Lassen Sie uns in Ruhe verhandeln.“

Erst jetzt begrüßte Albert die Gattin; sie sprachen nichts, aber sie sahen sich an mit Blicken, die nur Verliebte verstehen, und in ihren Augen blitzte der Schalk. Ein Dritter hätte nicht gewußt, ob sie sich im nächsten Augenblicke tolllachen oder ob sie in Kummertränen ausbrechen würden. Und dieser Dritte war der alte Mann. Er hätte ja nun gehen können; aber er blieb und betrachtete das Paar, das sich umschlungen hielt und dem Vater in stummer Sprache zu sagen schienen: Reiß uns doch auseinander, wenn du es vermagst! Der alte Herr wollte den jungen Mann hassen, wollte ihn mit Verachtung strafen, aber er brachte es nicht fertig. Wie nebensächlich fragte er: „Herr Meemann, wie lange haben Sie Ihren Weinschaden, von Geburt an, oder haben Sie später durch einen Fall Pech gehabt?“

Albert antwortete ruhig: „Ich ging mit geraden Gliedern in den Krieg; aber bei Rowno erwischte mich eine russische Infanteriekugel. Sie traf das Knie und blieb da im Knochen sitzen. Ich wurde darauf mehrfach operiert, und die Aerzte hatten viel zu sägen und zu passen. Das Ende vom Liede war, daß mein Bein etwas verkürzt und steif wurde.“

„Zeige dem Vater doch die Kugel!“ sagte Luise. Albert hatte sie seinerzeit in eine Fassung bringen lassen und trug sie an der Uhrkette. Er machte sie jetzt los und reichte sie dem Fabrikanten. Dieser betrachtete das Mordinstrument genau, gab es mit leichtem dankendem Kopfnicken zurück und murmelte: „Niederträchtiges Vieß!“ Lauter fragte er: „Dann haben Sie meiner Ansicht nach begründeten Anspruch auf eine Rente. Ihre Erwerbstätigkeit ist doch zweifellos durch diesen unverschuldeten Zufall eingeschränkt?“

„Möglich,“ antwortete er, „aber ich werde diesen Anspruch niemals erheben. Es gibt nachgerade Leute genug, die sich an die Staatskrippe drängen, und der Staat ist in der jetzigen Zeit namentlich ein armer Teufel. Ueberdies hat mich der kleine Schaden bis jetzt noch nicht an der Ausübung meines Berufs verhindert. Ich bin,“ — hier sprach er mehr zu Luise — „von der Firma Böser abgebaut worden, aber ich hoffe, bei dem Städtischen Gas- und Wasserwerk anzukommen.“

Er schwieg. Luise ließ das Köpfchen hängen und seufzte leise. Für einige Zeit wurde es mäusestill im Zimmer.

Bei dem alten Herrn würgte es wieder, aber es kam ihm eine ganz andere Regung. Sollst du scheiden, was Gott zusammengefügt? rief ihm eine innere Stimme zu, und ist es nicht eine alte Regel, daß auch die Tochter Vater und Mutter aufgibt, um dem angetrauten Manne zu folgen? Willst du vielleicht einen Eisenbahnzug in voller Fahrt mit deiner schwachen Menschentracht aufhalten?

Plötzlich stand er auf, reichte dem jungen Manne die Hand und sagte mit weicher Stimme: „Albert, du gefällst mir. Wir wollen Freunde werden. Du hast für das Vaterland, auch für mich, geblutet und gelitten und verschmäht eine Belohnung dafür. Du liebst meine Tochter und bist eifersüchtig. Das gefällt mir auch. So laß uns denn einen Strich durch das Vergangene machen, einen recht dicken! Sei mir als lieber Sohn herzlich willkommen!“

Damit umarmte er den jungen Mann, während Luise laut weinte. Alle waren tief ergriffen.

„Es hat keinen Zweck, daß ich jetzt noch gehe,“ sagte der Vater, „den Personenzug kann ich nicht mehr erreichen. Da ist es am besten . . .“

„Wenn du hier bleibst, lieber Vater,“ riefen

beide wie aus einem Munde. „Wir richten uns ein.“

„Und morgen,“ fuhr der Alte fort, „nehme ich euch mit nach Gernhausen. Ihr bekommt eine Dreizimmerwohnung in meiner Villa, und es ist besser, wenn ihr darin wohnt, als daß sie mir einen Zwangsmieter hineinsetzen. Du, Albert, trittst in das Geschäft ein. Für eure Verbindlichkeiten komme ich auf.“

Nun konnte sich der Alte vor Umarmungen und Küßchen nicht retten.

„Ja, ja,“ meinte er, als er einen Augenblick frei hatte, um Luft schöpfen zu können, „wenn der dumme Haus Schlüssel nicht gewesen wäre . . .“

„Der geeignete Haus Schlüssel!“ jauchzten die jungen Leute.

Luise trug ein einfaches Abendessen auf und die drei setzten sich plaudernd und überglücklich zu Tisch.

„Die Mutter wird sich freuen,“ sagte Meerholz.

Don der Macht des Gemüts.

Ein Stück Psychologie, erzählenderweise vorgetragen von Albert Sexauer.

Sum Voraus und zur Beruhigung: es könnte vielleicht manchem Leser, der einiges von dem seligen Immanuel Kant weiß (und wer in Deutschland sollte von ihm nichts wissen? Und also ist diese Vorbemerkung höchst notwendig!), manchem solchen Leser, meine ich, könnte bei dem Titel da oben möglicherweise ein gelinder Schrecken überkommen, als Gott und sprich: ist der Lahrer Hinkende unter die Philosophen gegangen? Das kann ja nett werden! Und ganz tabiate Gegner der Metaphysik, deren es heute ja genug gibt, könnten in Versuchung kommen, dem Hinkenden darüber die Freundschaft zu kündigen oder zum mindesten die hier folgenden Spalten energisch zu überschlagen. Und weil dem Verfasser das eine wie das andere gleich leid wäre, erklärt er deshalb hiermit nach bestem Wissen und Gewissen, daß der arme Teufel, von dem er da etwas erzählen will, mit dem seligen Kant nicht das Geringste zu tun hat oder gehabt hat, weder persönlich noch theoretisch. Was ohne weiteres glaubhaft erscheinen dürfte, wenn er hiermit vorgestellt wird als ein ällicher Kleiner Beamter, Gruppe sechs, im staatlichen Dienste des ehemaligen Großherzogtums — sagen wir: Gerolstein.

Damit aber, mit dem Staatsdienst, betreten wir die Brücke, die uns zu unserer Erzählung, die eigentlich gar keine ist, hinüberführt.

„Dreißig Jahre Staatsdienst“, so nämlich lautete ein alsbald zum geflügelten Wort erhobener Ausspruch eines Oberamtmanns von Wizenhausen, als er eines Tages nach zwei-

maligem vergeblichem Läuten seinen Diener im Vorzimmer schlafend fand, „na ja! 30 Jahre Staatsdienst sind ein kräftiges Schlafmittel!“ Und wer, der mit den Verhältnissen auch nur halbwegs vertraut ist, gäbe dem ehrlichen alten Herrn nicht recht! Was schläft nicht alles ein bei einem Menschen in einer 30jährigen Dienstzeit! Eine Lebenswelle nach der andern, die in jungen Jahren so hoch und kräftig durch Geist und Gemüt fluten, wie werden sie zu jehehends langsamer, seltener, flacher. Wie bald liegt, was sich einmal fast wie ein Meer vorkam, tot und regungslos da wie ein halbvergrüntes klägliches Frosch- und Entenwässerlein, in dem selbst die liebe Sonne, wenn sie hineinscheint, ein trübes Gesicht bekommt. Wo bleibt das Vertrauen zu der Menschheit, das doch in jeder jungen Seele keimt und gern treiben möchte? Wo der Glaube an Güte und Gerechtigkeit, ohne den kein Gemüt seines Lebens und Schaffens richtig froh wird? Es möchte eine sehr große Laterne nötig sein, um die ganz Wenigen zu finden, bei denen diese schönen Dinge nicht schon längst vor ihrem silbernen Amtsjubiläum mehr oder weniger unselig entschlafen sind, wozu die lieben Kollegen sowie die Herren Vorgesetzten jeweils das Ihre nach Kräften beizutragen pflegen.

Von allen diesen Dingen hätte unser Hilarius Säuerlich ein ganz besonders strophienreiches Lied singen können, vorausgesetzt, daß er dazu — zum Singen nämlich — überhaupt imstande gewesen wäre. Aber, falls er es in seiner frühesten Jugend sollte gewesen sein: in dem Alter, in dem er uns hier begegnet, war er es längst nicht mehr. Das Wort des Wizenhauser Oberamtmanns hatte sich an ihm vollauf bewahrheitet: mit so manchem andern war in der jahrzehntelangen Folge von Kümmer- und Bitternissen, aus denen die Laufbahn eines kleinen Beamten zu bestehen pflegt, auch jegliche Lust zu singen in ihm gründlich eingeschlafen. Was in ihm noch wach und lebendig erschien, das war ein durch erzwungene Gewohnheit förmlich krampfhaft gewordener Dienstfeier und, tief unter seiner gedrückten Haltung verborgen, eine grenzenlose Verbitterung. Und gerade diese war nun zu höchster Schärfe gediehen in den letzten Wochen, in denen ihm mehrere Fälle bekannt geworden waren von Kollegen gleichen Dienstalters, die des Aufstiegs in eine höhere Gehaltsklasse für würdig befunden worden waren, indessen er, wie es schien, wieder einmal vergesen worden war. Davon sprach er, daran dachte er Tag und Nacht.

Und an nichts anderes als daran dachte er auch an dem Morgen, an dem wir, du, lieber Leser, und ich, ihn auf seinem gewohnten Weg in den von ihm ebenso gründlich verhassten wie gehassten Dienst ausnahmsweise begleiten wollen.